

Rückblick:

Donnerstag, 24.Mai 1990

Das Sturmtief Katharina beendete abrupt den aufkommenden Frühsommer und blies mit voller Stärke über den Schwielowsee. Der Wind war so stark, dass die Schaumkämme der hohen Wellen das Schilf am Ufer wie mit Schneeflocken bedeckten. Für diese Jahreszeit war solch ein Sturm absolut außergewöhnlich. Jens und Dani war das egal, ganz im Gegenteil, sie waren in ihrem Element. Mit ihren Surfbrettern glitten sie glücklich bei sechs Windstärken über die hohen Wellen des Sees.

Sie waren bereits bei Sonnenaufgang in ihren VW-Bus, einen ausgebauten T3, gestiegen und zum See gefahren. Es war ein gelber Surfer-Bus, den sie im letzten Winter liebevoll zu einem Wohnmobil umgebaut hatten. Von der Lackierung war nicht mehr allzu viel zu sehen, da sie überall mit blauen Hawaii-Hibiskus-Blüten übermalt worden war. Auf dem Dach lagen unzählige Surfbretter, für wenig und für viel Wind, für kleine und für hohe Wellen sowie eine Menge Masten, Gabeln und Segel.

Die für Windsurfer sinnlosen Tage – die ohne Wind – musste man anders totschlagen. Deshalb hatte Jens an der Heckklappe einen Fahrradträger montiert, auf dem zwei Mountainbikes standen. Denn was gab es besseres, als mit den Rädern durchs Gelände zu jagen, wenn der See spiegelglatt ruhte?

Von Potsdam waren es nur 20 Minuten Fahrt bis zur Ostseite des Schwielowsees. Gleich hinter dem verträumten Örtchen Caputh befand sich die

Flottstelle, von der aus ein kleiner Weg direkt bis runter ans Wasser führte.

Für die Brandenburger Surfer war dieser Spot längst kein Geheimtipp mehr. Früher war hier ein kleiner Badestrand. Aber da dieser schon lange nicht mehr gepflegt wurde, hatten sich erst die Erlen und dann das Schilf das Ufer nach und nach zurückerobert. Es war jedes Mal eine ganz schöne Plackerei, auf das Wasser zu gelangen. Man musste nicht nur die Surfbretter durch den Schilfgürtel schleppen, sondern diese auch durch den ekligen und tiefen Modder am Ufer tragen.

Dani meinte spaßhaft: „Hier könnte man bestimmt eine Leiche für immer und ewig verschwinden lassen.“

So schnell, wie der Sturm gekommen war, schief er gegen Mittag wieder ein. Jens, der für gewöhnlich den Wetterbericht akribisch studierte, hatte das vorausgesagt. Gegen 10.00 Uhr war der Himmel bereits wieder aufgerissen, ließ die Sonne durch und die Temperaturen stiegen langsam an. Die weißen Schaumkämme der Wellen lösten sich auf, genauso wie das Rauschen der Erlen am Ufer. Das waren definitiv keine guten Zeichen für windhungrige Surf-Junkies.

Die beiden standen aus Windmangel in ihren Neoprenanzügen am Ufer und vor ihnen lagen die Surfbretter im hohen Gras.

Dani nutzte die Surfpause und warf den kleinen Gas-Campingkocher an, holte zwei Tassen aus dem Bus und kochte leckeren Früchtetee.

„Das kann doch nicht alles gewesen sein.“ So richtig konnte sich Jens mit der aufkommenden Flaute nicht

arrangieren. „Vielleicht zieht das Tief ja zur Ostseeküste hoch. Lass uns den Kram einpacken, in drei Stunden sind wir in Wustrow.“

Es sah sehr komisch aus, wie er den Weltempfänger hoch in die Luft hielt, um irgendwie Empfang zu bekommen. „Ich versuche mal, über Mittelwelle den NDR rein zu bekommen. Die müssten eigentlich zur vollen Stunde den Seewetterbericht für Nord- und Ostsee bringen.“

Dani dachte kurz nach. „Lass uns doch lieber morgen in Ruhe auf den Darß fahren. Dann treffen wir uns doch eh übers Wochenende mit der Clique.“

„Aber der Wind ist heute“, maulte Jens.

„Ganz ehrlich, ich müsste eigentlich noch was für die Uni machen. Lass uns noch eine Runde biken und dann fahren wir erst mal heim.“

Jens war viel zu hungrig auf Wind, um jetzt Rad zu fahren. Er würde sich Beulen ärgern, wenn der Sturm wieder auffrischte und er im Wald mit seinem Bike unterwegs wäre.

Eine halbe Stunde später hatte Dani ihre Radklamotten an, klickte die Schuhe ins Pedal und fuhr alleine los. Jens konnte sich nicht so richtig von seinem Neo trennen. Vielleicht kamen ja noch ein, zwei Böen und wenn es heute schon nicht mehr an die Ostseeküste ging, so wollte er wenigstens die auf keinen Fall verpassen.

Dani fuhr hoch zur Uferstraße. Sie überlegte kurz, ob sie rechts in Richtung Ferch abbiegen sollte, um vielleicht eine Runde um den Schwielowsee zu fahren. Dann konnte sie auf dem Rückweg in Caputh die Fähre nehmen oder über die Eisenbahnbrücke

zurückkommen. Aber dann dachte sie: „Auf der Ostseite des Sees sind zu wenig Bäume. Dort wird der Wind von vorn ganz schön den Spaß am Radfahren verderben.“ So entschied sie sich, geradeaus auf einer alten mittelalterlichen Feldsteinstraße in den Forst hinein zu fahren. Sie kannte den Wald mit seinen verzweigten Wegen so gut wie ihre Westentasche. Unzählige Ausfahrten mit dem Rad hatten die beiden hier schon unternommen.

Dani trat mit voller Kraft in die Pedale und wählte kurz entschlossen den Pfad in Richtung Lienezsee. Das war ein kleiner Waldsee, eigentlich waren es zwei kleine Seen, umgeben von dichtem Wald mit altem Baumbestand, die eng aneinander lagen. Menschen traf man hier so gut wie nie. Die nächsten Ortschaften waren ein paar Kilometer quer durch den Forst entfernt und wenn nicht gerade ein paar Angler am Ufer saßen oder Jugendliche zum Baden hier waren, hatte man die Natur für sich alleine.

Obwohl die breiten Reifen des Mountainbikes mit einer Leichtigkeit über den Zuckersand rollten, musste Dani sich ganz schön anstrengen. Die Sonne stand hoch und die Temperaturen folgten ihrem Beispiel. Der Schweiß lief Dani bereits den Rücken herunter. Hier war nichts zu spüren von der sonst so platten Mark Brandenburg. Ganz im Gegenteil, die letzte Eiszeit hatte bei ihrem Rückzug ein bergiges Terrain mit Urstromtälern und Sandern hinterlassen.

Die Baumkronen der Kiefern und der Jahrhunderte alte Eichen rauschten im Takt der letzten Windböen. Sie standen so dicht, dass sie fast kein Tageslicht zum Boden durchließen.

Noch ein paar hundert Meter über einen letzten Sandhügel, dann lichtete sich der Wald schlagartig und man bekam einen wunderschönen Blick auf den See. Die Fahrradkette sprang mit einem leichten Knacken auf das große Kettenblatt. Das Mountainbike beschleunigte in Richtung Uferweg. Der Schweiß von der sportlichen Fahrt brannte ihr in den Augen und sie sah alles etwas verschwommen. Mit einem flüchtigen Blick übers Wasser konnte Dani auf der anderen Uferseite, die nur 300m entfernt war, einen Jogger sehen, der genau in ihre Richtung unterwegs war. Er war ein ziemlich großer Typ, der einen grauen US-Militär-Jogginganzug trug, die Kapuze tief über den Kopf gezogen. Das Ganze wirkte wie eine Szene aus einem Rocky-Film.

Hier draußen einen Jogger zu treffen, war schon sehr ungewöhnlich. Wenn ihre Mutter wüsste, dass sie alleine durch den Wald fuhr, sie würde ihr trotz ihrer 23 Jahre für so viel Leichtsinn die Ohren langziehen. Sie kamen sich immer näher. Es gab nur diesen einen Weg um den See. Der Läufer sah bei genauerem Hinsehen gar nicht aus wie ein typischer Jogger. Er war viel zu groß und muskulös, hatte ein breites Kreuz und unter seiner Kapuze ein Handtuch um den tätowierten Hals gebunden. An den Händen, das konnte man auf die Schnelle nicht richtig erkennen, hatte er Gewichtheber-Handschuhe oder gewickelte Bandagen. Das war so ein Typ, bei dem man innerhalb einer Sekunde wusste, dass man eigentlich die andere Straßenseite benutzen sollte, um keinen Ärger zu bekommen. Das Dumme war nur, es gab keine andere Straßenseite und sie kamen sich rasant näher.

Bald trafen sich ihre Blicke. Der Fremde zwinkerte nicht ein einziges Mal, fixierte Dani und machte nicht die geringsten Anstalten, den Weg freizugeben. Ganz im Gegenteil, er beschleunigte sein Tempo und rannte direkt auf sie zu. Dani machte eine Vollbremsung. Zum Umkehren war es jetzt zu spät. Mist, nirgends gab es eine Ausweichmöglichkeit. Links lag der See, in allerletzter Sekunde riss Dani den Lenker nach rechts und stürzte kopfüber in einen Knallerbsenbusch. Die grünen Zweige schlugen ihr ins Gesicht, die Augen brannten, sie konnte nichts sehen. Mit einem dumpfen Schlag knallte sie auf den Boden. Panik erfasste sie, ihre Lippe blutete und die Schulter schmerzte. Mit den Füßen hing sie in den Klickpedalen fest. Aufstehen oder weglaufen war so nicht möglich. Sie wischte sich panisch den Dreck aus dem Gesicht und suchte verzweifelt den Jogger. Wo war er? Dann sah sie ihn. Er war einfach weitergelaufen, drehte sich frech grinsend um und hob den Mittelfinger zum Gruß. Im ersten Impuls wollte sie diesem Arschloch etwas hinterherrufen, aber sie biss sich doch auf die blutende Lippe und schluckte den Ärger hinunter. Das Rad hatte Gott sei Dank nichts abbekommen und der neue Alurahmen hatte nur ein paar kleine Kratzer. Dani saß noch eine ganze Weile am See. Sie musste erst mal runterkommen. Die Schulter schmerzte nach einer Weile nicht mehr so stark und so beschloss sie, geradewegs Richtung Ferch zu fahren und danach die Abkürzung über die Mülldeponie zu nehmen, um zu Jens an den See zurückzufahren. Nach ein paar Kilometern durch den Wald kam die Freude am Radfahren zurück und sie dachte sich: Ich

lasse mir doch von solch dämlichem Idioten nicht den Tag verderben.

Sie raste einen hohen Berg hinauf und dann einen langen Berg hinunter. Vor ihr lag die Mülldeponie. Diese war ein Relikt aus alten DDR-Zeiten. Bis vor einem Jahr war hier noch achtlos jeglicher Müll in den Wald gefahren worden. Am Jahresanfang hatte der neue Bürgermeister, als eine seiner ersten Amtshandlungen die Deponie geschlossen und versuchte seitdem, Gelder für die Sanierung des Waldgebietes aufzutreiben.

Die Luft stank hier widerlich nach Abfall, Dreck und Rauch. Dani musste sehr vorsichtig über die Deponie radeln, damit sie sich keine Scherben oder Nägel einfuhr. Jetzt noch an den alten Bauwagen vorbei und dann nur noch knapp zweihundert Metern, bis zum Ausgang am verrosteten Maschendrahttor.

In den klapprigen Bauwagen hausten hin und wieder Aussteiger, Künstler oder Obdachlose. Das waren Menschen, die andere mieden, mit denen keiner was zu tun haben wollte oder die einfach nur einen Unterschlupf suchten. Die Bewohner wechselten ständig, denn es war immer nur eine Frage der Zeit, bis die Polizei auftauchte und den Platz räumte.

Aus einem Schornstein dieser Wagen stieg dunkler Rauch empor und ein alter, zottiger Rottweiler, der davor angekettet war, bellte sich die Seele aus dem Leib. Hunde machten Dani Angst. Es half aber alles nichts, sie musste an dem Kläffer vorbei, um durch das offene Tor hinausfahren zu können. Sie nahm all ihren Mut zusammen, konnte sich aber kaum überwinden weiterzufahren. Die Eisenkette am Hals des Hundes war Gott sei Dank sehr kurz, aber was

war, wenn er sich losreißen würde? Der Weg war inzwischen so schlecht geworden, dass Dani ihr Rad lieber schob. Vielleicht war es ihr auch angenehmer, das Rad zwischen sich und dem Rottweiler zu wissen. Im Vorbeigehen konnte sie einen kleinen Blick ins Innere des Bauwagens erhaschen. Die Eingangstür stand leicht offen. Da drinnen war es genauso wie hier draußen, vermüllt und dreckig.

Wie konnte man nur so leben?

Je mehr sie ihren Gedanken auseinanderpflückte, desto mehr kam Dani zu der Erkenntnis, dass sie es eigentlich nicht genauer wissen wollte und schon gar nicht wollte sie hier irgendjemanden treffen.

Los, einfach wieder rauf aufs Rad und schleunigst weg von hier. Aber es war wie bei einem Verkehrsunfall. Es ist unangenehm und es macht Angst, aber man muss immer wieder hinsehen. Und schon waren ihre Augen wieder auf den Bauwagen gerichtet. Dani blieb stehen. Ihr Blick fiel auf einen offenen Schrank, aus dem achtlos die Wäsche herausgerissen war. Überall lagen Flaschen und Klamotten herum. Ein lebloser Arm kam zum Vorschein. Oh Scheiße, was war das denn? Sie ging ganz langsam ein paar Schritte auf den Bauwagen zu. Der Hund bellte mit einer lautstarken Aggressivität und zerrte mit aller Kraft an der Kette.

„Ganz ruhig, Kleiner.“

Das putschte den Köter eher noch auf, als ihn zu beruhigen. Er kläffte so wild, dass Speichel durch die Luft flog. Dani stellte sich auf die Zehenspitzen, um mehr sehen zu können. Ihr Herz überschlug sich jetzt vor Angst. Dann kam ein Bild des Grauens zum Vorschein. Auf dem Bett lag eine bewegungslose,

entkleidete Frau. Ihre aufgerissenen Augen starrten ins Leere, das Haar war zerzaust und ihre Arme hingen leblos am Bett hinunter.

Bei genauerem Betrachten gab es ein pervernes System in der Unordnung. Auf dem weißen Laken war fein säuberlich um die Tote herum rosa Frauenunterwäsche drapiert worden. Unzählige Fliegen umkreisten das Ensemble.

Das war mehr, als sie ertragen konnte. Panik ergriff Dani und sie überlegte keine Sekunde. Sie sprang aufs Rad und ohne sich noch einmal umzudrehen, stürzte sie davon. Mit Vollgas radelte sie durch den Kiefernwald, getrieben von Angst. Ihr Puls war am Anschlag, hinein ins Dorf, mit Vollgas quer über die menschenleeren Straßen. Vor dem Dorfkrug sprang sie im vollen Tempo vom Rad, riss die Tür zur Schenke auf, rannte hinein und brach weinend zusammen. Gäste sprangen erschrocken auf. Mit bebender Stimme flüsterte sie: „Polizei, ruft die Polizei!“ Dann musste sie sich übergeben.

In den Akten der DDR-Volkspolizei für schwere Straftaten stand sinngemäß:

Sabine D. (55) überrascht ihren Mörder, der vermutlich auf der Mülldeponie beim Suchen von gebrauchter Damenwäsche gestört wurde. Der Täter erdrosselt Sabine D. mit einem Stromkabel und vergeht sich anschließend an der Leiche.

Es konnten Spermaspuren sichergestellt werden. Da es keinen Tatverdächtigen oder eine DNA-Datenbank gibt, sind diese momentan wertlos. Slips, Unterröcke und BHs lagen überall herum.

Ein Zusammenhang mit dem Mordfall in Deetz wurde nicht hergestellt, da es bei der Spurenlage keine Übereinstimmungen gab. Es wurden keine Wertgegenstände entwendet.

Der Beelitz-Mörder gesteht später: „Ich packte mir ein altes Kabel, erdrosselte die Frau. Ich zog sie erst aus und mir dann ihre Unterwäsche an und dann verging ich mich an der Toten.“